

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 21

Artikel: Es war einmal

Autor: Greyerz, O. v.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641059>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es war einmal

Das folgende Aussäckchen ist dadurch veranlaßt worden, daß Freunde unsrer Mundart wiederholt von mir zu erfahren wünschten, wie es komme, daß wir die Zeitwortformen der einfachen Vergangenheit (Imperfekt) in der bestimmten Aussage verloren haben. Die nachstehenden Ausführungen sind ein Versuch, auf diese Frage in Kürze zu antworten. O. v. G.

Ja, es war einmal, da konnte auch eine schweizerdeutsche Erzählung so anfangen. Da hatte auch das Schweizerdeutsch die einfache Erzählungsform: es war, er sprach, er sang, ich ging, wir kamen usw. Reste davon sind uns in mundartlichen Volksliedern noch erhalten, so im „Simelibär“:

I gab's mim Lieb z'versueche,

Daz's miner nit vergäz

oder in dem halbmundartlichen Tannhuser-Lied (Tannhuser war ein wundrige Knab), dessen zweite Strophe lautet:

Wann er in grüene Wald use käm

Zue dene schöne Jungfrau,

Sie fiengen an ein längen Tanz,

Ein Jahr war ihnen ein Stunde.

Auch von schwachen Biegungsformen finden sich Spuren, z. B. das „wotti“ (wollte) im „Fräulein von Samaria“, das anfängt:

Es wotti's ein Mägtlein Waffer hole,

Wott hole ab's Jakobs Brunne.

Als Zwingli seine schweizerdeutsche Bibelübersetzung unternahm, waren die einfachen Vergangenheitsformen schon nicht mehr volkstümlich; darum führte er an vielen Stellen die zusammengesetzte (das Perfekt) ein und schrieb z. B. Apostelgesch. 10, 10ff.:

„Do Petrus in Joppen war, . . . ist er an einem Tag um die sechste Stund zu oberst ins Hus ushin gangen, hat da wollen beten und ist hungrig worden begeerend essen; und indem das Gsind zuerüst, ist er verzuckt worden und sieht den Himmel uffgethon und ein Bereitschaft (Gefäß) herabkummen glich als wär es ein groß lynnin Tuch . . . Do het ein Stimm zu vñ gesprochen: Stand uf, Peter . . .“

Das war durchaus gegen den damaligen Schriftgebrauch, wie man sich überzeugen kann, wenn man etwa Heinrich Büllingers Aufzeichnung zum Jahr 1519 (drei Jahre vor jener Übersetzung des Neuen Testaments) vergleicht, wo lauter Imperfekte vorkommen:

„Dieses Jars 1519 was in der Eygenoshaft der groz Todt, in welchem an der Pestelenz fast vil Lüthen in Stetten und usf dem Land abstarbend. In Zürich hub er an, im Augsten um Laurenty, namm am häftigsten zu umm den 12. Septembris und wäret bis nach Wyhnächten, gägen der Liechtnas. Und sturbend in den dryn Pfarren in die drittthalb tusend Menschen zu Zürich. Es starb auch Anderes Zwingli, ein Jüngling gar großer Hoffnung, dorum er M. Ulrychen gar übel row (reute, leid tat). Der Präst bestund auch Zwingli selbs, im Augsten . . .“

Der Verlust der einfachen (Imperfekt-)Formen in den Zeitwörtern unsrer Mundart muß im 15. Jahrhundert schon sehr groß gewesen sein. Ein Beispiel aus dieser Zeit, das alte Tellenlied, in welchem die einfachen Formen noch vorherrschen, zeigt in seiner 6. Strophe auffällig das Eindringen des Perfekts. Da liest man:

Als bald er den ersten Schuz hat gтан,
Ein Pfil hat er in sin Göller getan:
„Hett ich min Kind erschossen,
So hatt ich das in meinem muot —
Ich sag dir für die Wahrheit quot —
Ich wölt dich han erschossen.“

Nur die Konjunktivformen der einfachen Vergangenheit sahen fest, und da geschah es denn, daß man sie, in der Volksdichtung wenigstens, als Ersatz für die verlorenen oder unsicher gewordenen Indikativformen sah. So heißt es z. B. in dem luernischen Lied vom „Buecher Friedli“, das seinem Kerne nach wohl in die Zeit des Bauernkrieges (1653) zurückreicht:

Wie-n-er ihe ch ä m uf Luzerà,
Spaziered uf de Gasse die Hera

und drei Strophen weiter:

Was g sch äch an eime Zystig z'Luzerà?

Noch etwas weiter liest man:

Und z'letscht, wo si vor em isch gstandä,

Do lit er in Chetten und Bandä.

Was zog er für es Buechli

Us finem Busem-Tüechli?

Also nebeneinander Perfekt, Präsens und Imperfekt (isch gstande, lit er, zog er).

Aber, wird man fragen, wie kam es denn, daß die Mundart die kurzen, erzählenden Formen verlor und die zusammengesetzten, nicht erzählenden dafür eintauschte? Wie möchte sie auf diesen Reichtum verzichten und ein so ausdrucksvolles Darstellungsmittel fahren lassen?

Der Vorgang, der sich weit über die Schweiz hinaus verfolgen läßt, indem er sich über alle süddeutschen und mitteldeutschen Mundarten erstreckte, erklärt sich aus einfachen Ursachen. Die Verarmung der Zeitwortformen begann wohl bei den schwach konjugierten Verben. Schuld daran war das Abfallen der Endungs-e in der einfachen Vergangenheit: indem man „macht“ statt „machte“, „lebt“ statt „lebte“, „sagt“ statt „sagte“, „braucht“ statt „brauchte“ schrieb und sprach, fielen Gegenwarts- und Vergangenheitsform zusammen; oder, um mundartliche Beispiele zu geben: „er seit“ konnte jetzt bedeuten: er sagt und er sagte, „er gloubt“ er glaubt und er glaubte. Ja, dieses „gloubt“ fiel auch noch mit dem Partizip „gegloubt“ zusammen, wie „zalt“ mit zählte und gezählt, „brüele“ mit brüllte, gebrüllt, „gspürt“ mit spürte, gefürt. In der Mundart, wo die Weglassung des Endungs-e hemmungslos um sich griff, und zwar in der Deklination wie in der Konjugation, entstand eine viel größere Verarmung und Undeutlichkeit der Zeitwortformen als in der Schriftsprache. Um die Vergangenheit deutlicher zu bezeichnen, verwendete man nun immer häufiger die mit dem Partizip zusammengesetzte Form, also „er het gläbt, gloubt, braucht“ statt lebte, glaubte, brauchte. Und von der schwachen Konjugation ging dieser Missbrauch auch auf die starke über. Man sagte nun auch „er het gseb, trunke, glitte, gschriebe“ statt „er sab, trank, litt, schrieb“ und „er isch gsi, gloffe, gstorbe, gsalle“ statt „er war, lief, starb, fiel“ usw. An dieser Verarmung war auch der in jeder Sprache, besonders aber in jeder Mundart wirksame Trieb nach Vereinfachung und Ausgleich schuld. Wenn es früher hieß: ich starb, wir starben, ich schreib — wir schreiben, ist schrau — wir schruwen, ich was — wir waren, ich doch — wir zugen, so war das ein Formenreichtum, den nur ein festgewurzeltes und seines Sprachgefühl aufrecht halten konnte. Das Bedürfnis nach Ausgleich machte sich geltend, und es entstanden eine Menge schlechter Missformen, bis schließlich auch diese außer Gebrauch kamen und durch das Perfekt ersezt wurden.

Wie schon gesagt: in unsren Volksliedern, auch in mundartlichen, haben sich einige Reste erhalten. Aber nicht nur da. Auch in der Alltagssprache abgelegener Landschaften, besonders im Guggisberg, in Saanen und im Wallis waren vereinzelte Formen (was, wafen, hatti, cham, wollt) noch am Ende des letzten Jahrhunderts gebräuchlich. Der „Friesenwäg“ von Jakob Romang, in Saaner Mundart 1862 gedruckt, schließt bekanntlich mit den Worten:

Am Abend druf was är en Lych.
Und Ulrich Dürrenmatt läft (1885) den „Guggisberger Hüterbab“, der ihm seine Knabenzeit verkörpert, sagen:

Ja, so ischt es albe gsyn,
I was selber no derby.

Mehr als das. Noch im Jahre 1900 schreibt er ein Gedicht „In's Otteluol“ das mit erzählenden Imperfekten geplickt ist. Die Bemerkung „Nach der Melodie Niene geit's so schön und luschig“ beweist, daß er das Lied für den Volksgesang bestimmt hatte und seinen Guggisbergern zutraute, daß sie es samt all den verklungenen Imperfektformen noch als bodenständig empfänden.

Diese dichterisch-sprachliche Tat ist so einzigartig, daß es sich wohl verloht, einige Strophen (es sind die vierte bis achte) aus dem Gedicht wiederaufzuschreiben.

In's Otteluol!

We mer scho am Alta hange,
Ueser Bärge sy o alt,
U mir hatt i nie as Blange
Na der nüwwae Gftalt u Gwalt.

Doppset hi-mer müesse diene,
3' Friberg, 3' Bärn gehorsam sy;
Drum sy mir de alse niene
Naua recht dihiimme gsy.

We me si het gwanet ghäbe,
Annerfahrt im flüste Jahr,
Wechſel i die Herrſchaft äbe,
Cham e nūwe Vogt darhar.

Het ſich Friberg üs erbarmet,
Muſti as grad umhi ga;
Was der Bärner gſli erwarmet,
Muſti är va Griffen laſ.

Het der Bärner hüscht befohle,
Ku midiert i Friberg hott;
Ghina wollt der anner tolle,
Annersch gieng es alli Bott.

O. v. Greyerz.

* * *

Die Sonne

Wie reich der Himmel seine Farben ſchenkt!
Ich habe keine, die mir Frieden gab, gefunden.
Das wundersam das Licht der Sonne fängt,
Und nun durch eines bunten Bogens Bracht
Die Stube mir zum lichten Märchen macht!
So, denk' ich, müſt' auch eine Seele fein,
Ein Strahl der Liebe taucht' in ſie hinein,
Und übergänzt in ſichter Herrlichkeit
Die Nacht der Welt in ihrem dunklen Kleid.

Walter Schweizer.

* * *

Beatrice

Eine kleine traurige Liebesgeschichte.

von Hans Walter

König Eugen, genannt Genchen, ſaß im Kreise seiner Männer auf seinem Thron im Wagenschuppen. Von Zeit zu Zeit rollte eine weiße Perle an die Spitze seiner kälteroten Nase; und wütend über diese Vorwürigkeit ſchneuzte der König ſie mit zuckenden Mundwinkeln zurück. Dabei wippte ſeine Mütze mit dem schweren Wollknäuel derart, daß ſie erst hinten- und dann vornüberschlug. Die Männer ſaßen in eifigem Schweigen. Wie fehr ihre Nasen auch tropften: ſie ließen ſie tropfen, bis ihre Lippen den faſzig ſchleimigen Geschmack ſchmeckten. Die Hände vergruben ſie unter ihre bunten Schürzen oder in die angeschwollenen Hosenäſe, und bisweilen trommelten ihre Holzſchuhe auf den feuchten Lehmboden.

Der König machte ſeiner Rede ein Ende, indem er ſich vom umgeſtürzten Sägebock erhob und ausrief: „Ihr habt gehört: Weg mit den bunten Lappen eines Herzogs und eines Grafen! Laßt uns Räuber ſein und ſchlächt! Hier, nehm' von der Beute, teilt es und geht!“ — Er ſelbst nahm von dem Haufen Zeug, das in einem Winkel lag, nur ein grobes Tuch und wartete gedankenvoll, bis ſeine Männer ſich um den Rest ausgetrieben.

Erst als die ſechs Granden dastanden, ſah man, wie klein ſie neben ihrem König waren; und als ſie ſich davontrollten und in außerdienerlicher Entfernung laut zu werden begannen, zeigte ſich, wie königlich ihr Anführer ſich ihnen gegenüber benahm. König Genchen nämlich schlenderte mit weit ausgespannten Taschen nach Hause, ohne ſich im geringsten um ſeine Männer oder um die Umwelt zu kümmern. Vor der Haustür pützte er die Schuhe ſauber, riß drinnen die Kappe vom Braunhaar, legte Filzpantoffeln an die erſtarren Füße und ſetzte ſich erhaben und bedächtig zu Tisch.

Prinzessin Beatrice indes ſaß vor dem Spiegel und legte ſich kraftvolles Rot auf die Lippen. Genchen liebte kraftvolles Rot und vergnügte ſich daran, wenn ihre Künfe rote Ringe auf ſeine Wangen malten. Ihre Augen glitzerten wie dunkelblaue Sterne, und die langen ölglatten Wimpern standen wie ſchneefüchtige Blenden davor. Genchen liebte diese Augen und ſagte immer, es gäbe nichts schöneres auf der Welt. — Wie ſie ihr Haar, das von der Farbe einer ausgereiften Kastanie war, mit Kamm und Bürſte hinter die Ohren glättete und mitten über den Schädel einen milchweißen Scheitel zog, hörte ſie Genchen nach Hause kommen. Flink band ſie ein blau taftenes Band ins Haar, guckte links, guckte rechts ins Spiegelglas, zupfte hier und zupfte da, ſtrich ein paarmal mit befeuchtetem Finger über die starken Brauen und, nachdem ihr Ausſehn ſie befriedigt hatte, vertauschte ſie den großblumigen Samtumhang mit feiner Unterwäsche, die ihr in aller Eile aus dem Schranklein entgegengesprang. Während ſie ſich anzog, ſah man, wie gut ſie gewachsen war und welch zarte Haut ſie hatte. Nachdem ſie ſeidene Strümpfe über ihre ſchlanken Beine und Lacktiefel über ihre winzigen Füßchen geſtülpt hatte, ſchlug draußen eine Türe zu. Prinzessin Beatrice mit vor Eifer ſtammandem Kopf und pochendem Herzen langte in ihre Garderobe und hob ein himmelblau geblümtes Seidenkleid heraus. Genchen ſagte immer, daß ſie darin einem Engel gleiche und nur noch fliegen könne müßte, um wirklich einer zu fein. — So ſtund ſie denn in ihrem ganzen Ornament, mit ſtraffer Taille und glödigem Faltenwurf, auf dem weißen bewegten Busen glißernde Juwelen und eine samtrote Rose im Gürtel, und wartete auf Genchen, deffen Herannahen ſich wie das Rollen eines fernnen Gewitters auf der Stiege ankündigte.

„Mein König!“ rief Prinzessin Beatrice und ließ dem eintrenden Genchen in die Arme. — „Engel“, raunte dieser freudeüberstrahl, als er Beatrice leife und geschmeidig wie die Seide ihres Gewandes in seinen Armen spürte. Dann rückte er ſie ſacht unter den Kronleuchter, deffen Lichter den Goldfischen im Aquarium gleich hin- und widerſtützen. — „Wie schön du dich heut gemacht haſt, mein Engel!“ — „O ja? . . . Das ist alles für dich, mein Genchen. Riech doch an der duftenden Rose, und ſchau, wie die Juwelen funkeln! Neulich gabſt du ſie mir, als du den geheimnißvollen Schrein auf dem Boden erbeutet haſt. Ich habe ſie noch nie getragen. Erſt heute ſchien mir der Tag würdig genug: denn du follſt, wie ich höre, einen neuen großen Sieg errungen haben, mein König.“ — Und mit leuchtendem Stolz umhalteſt ſie den geliebten Mann, der vor ihr stand wie eine ſcheue Sonnenblume vor dem Weilchen. An ſeinen Rockärmel gelehnt, die fiebrig erbißten Wänglein wie reife Pfirsiche zu ihm empor gewendet, fuhr ſie bettelnd fort: „Erinnerſt du dich noch, als ich ganz klein war vor Jahren und du noch Genchen und nicht König Genchen hiebeſt? Damals brachteſt du mir den ersten Lippenſtift, und als ich über deſſen Verwendung fragte, da küßteſt du mich zum erstenmal richtig auf den Mund und färbeſt mir die Lippen rot und dann durfte ich die Ringlein auf deinen Wangen zählen und dann . . .“ — „Laß gut fein, Engel!“ — Genchen neigte ſich über die kreisrund zusammengehoberen Lippen und küßte ſie. „Aber“, eiferte Beatrice weiter, ihre Pfirsichwangen tiefer in ſeine Rockfalten ſchmieged, „wie ſelſam du heute riechſt! So männlich und kräftig, genau wie damals, als du Häuptling wurdeſt und mir mein erſtes Spijekleid heimbrachteſt. Jetzt ist es längst zerrissen. Ich habe nur noch den Kragen mit den vielen Elfen und Zwergen darauf. Willſt du ihn einmal ſehn?“ — „Nicht jetzt, nicht jetzt, mein Engel!“ wehrte Genchen ab. — „O ich weiß ſchon: er ist des heutigen Königskleides nimmer würdig. Jetzt geb ich in Samt und Seide und in Spitzen aus Benedig; jetzt ſchmück' ich mich mit Elfenbein, mit Gold und Juwelen. O Genchen: jetzt bin ich eine Königin!“ — Genchen schwieg und blickte verſonnen aus dem Fenster, und ſeine blaurotgewürfelte Schürze hing recht ſummervoll an ſeiner nachdenklichen Figur herab. Von der Gasse drangen Schreie und lautes Lachen ins Zimmer. Irgend etwas rüttelte da Genchen auf, daß er plötzlich